

Bruder Andrew
und
J. und E. Sherrill

Der Schmuggler Gottes

Er wußte nie,
ob hinter der Grenze
Tod oder Leben auf ihn wartete

scm

R. Brockhaus

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»God's Smuggler«, erschienen bei The New American Library
© 2001 Open Doors International John und Elizabeth Sherrill

Deutsch von Doris Hahn

Vor- und Nachwort zur 10. Taschenbuchauflage
ins Deutsche übersetzt von
Christiane Vorländer

RBtaschenbuch Bd. 875

13. Taschenbuchauflage 2006

© für die deutsche Ausgabe:

R. Brockhaus Verlag Wuppertal 1977/2001

Umschlag: Dietmar Reichert, Dormagen

Gesamtherstellung: Jesusbooks, Großburgwedel

ISBN 3-417-20875-0

Bestell-Nr. 220 875

Inhalt

Vorwort	4
Der Schmuggler in unserem Wohnzimmer – Vorwort zur 10. Auflage	5
Rauch und Brotrinden	7
Der gelbe Strohhut	19
Der Kiesel in der Nußschale	31
In einer stürmischen Nacht	35
Der Schritt des Gehorsams	43
Das Spiel nach königlicher Art	60
Hinter dem Eisernen Vorhang	78
Der Kelch des Leidens	87
Der Grund ist gelegt	96
Laternen im Dunkeln	105
Das dritte Gebet	115
Kirche mit zwei Gesichtern?	130
An der Grenze zum inneren Kreis	141
Abraham, der Riesen-Töter	149
Das Gewächshaus im Garten	160
Das Werk beginnt zu wachsen	171
Rußland auf den ersten Blick	186
Für Rußland – aus Liebe	191
Bibeln für die russischen Pastoren	200
Der erwachende Drache	208
Zwölf Apostel der Hoffnung	221
Im neuen Jahrtausend – Nachwort zur 10. Auflage	239
Der Dienst von Open Doors	254
Gebet ist unsere stärkste Waffe	255

Vorwort

Niemand bezweifelt, daß Rußland und andere kommunistische Länder heute anders sind als vor ein paar Jahren. Sie sind offener, empfänglicher für neue Ideen, zugänglicher für Reisende.

Wodurch sind diese Veränderungen herbeigeführt worden? Während die großen wirtschaftlichen und politischen Fragen von den Experten untersucht werden, ist ein kleiner, aber höchst bedeutsamer Umstand weithin unbemerkt geblieben. Das ist die schöpferische Arbeit einer winzigen Gruppe ganz gewöhnlicher Männer und Frauen – zuerst eines einzelnen Mannes –, die dazu beigetragen haben, die Geschichte zu verändern.

Als wir Andrew zum ersten Mal begegneten, wußten wir sofort, daß wir diese Geschichte schreiben wollten. Das Problem war nur, daß vieles, was darin aktuell war, noch nicht erzählt werden durfte, weil es Menschen in Gefahr bringen würde. Selbst in dem Teil, der schon Geschichte war, mußten gewisse Tatsachen geändert werden. In den meisten Fällen konnten die richtigen Namen nicht benutzt werden; bestimmte Orte und Daten mußten verkleidet werden. Und selbstverständlich konnten auch die technischen Einzelheiten bei der Grenzüberschreitung und beim Schmuggeln nicht angegeben werden.

Aber trotz all dieser Vorsichtsmaßnahmen blieb eine Geschichte übrig, die so einzigartig, so menschlich und so bedeutungsvoll für unser aller Zukunft ist, daß wir glaubten, sie nun niederschreiben zu müssen. Andrew wuchs in einem holländischen Dorf als Sohn eines nicht gerade wohlhabenden Schmiedes auf. Wie alle in den ersten fünfziger Jahren erkannte er, daß die überwältigende Herausforderung an unsere Generation, das unter dem Kommunismus stehende Drittel der Welt war. Wie wir alle, wußte er, daß der kommunistische Block für den Westen gesperrt war – ganz bestimmt aber für einen ungeschützten Privatmann wie ihn. Wie alle, wußte er auch, daß man nicht nach Rußland, Ungarn, Albanien und China gehen und eine andere Lebensweise predigen konnte.

Und an dieser Stelle wird seine Geschichte ganz anders als die irgendeines anderen Menschen auf der Welt . . .

John und Elizabeth Sherrill
»Guideposts«
Carmel, New York

Der Schmuggler in unserem Wohnzimmer

Vorwort zur 10. Auflage

Wir saßen in unserem Wohnzimmer und löcherten den schlanken Mittdreißiger mit Fragen für das Buch, das wir über ihn schrieben. Da kam unsere achtjährige Tochter Liz aus dem Schulbus und durch die Haustür gewirbelt. Wir waren gerade an einem äußerst wichtigen Punkt des Interviews angekommen – das Treffen mit Petroff in Sofia. Aber das war egal, denn immer, wenn Liz oder einer ihrer Brüder nach Hause kam, hatten sie absoluten Vorrang für den Mann, der von allen »Bruder Andrew« genannt wird.

»Liz!«, rief er laut, so wie er es jeden Nachmittag tat, wenn sie aus der Schule kam, »wie war der Rechtschreib-Unterricht?«

Er brach in lautes Gelächter über seine eigene Frage aus und bestand darauf, die Arbeit am Buch zu unterbrechen, um wie jeden Tag mit seiner kleinen Freundin spazierenzugehen. Für den Holländer war *Rechtschreibung* als Unterrichtsfach ein Grund ständiger Heiterkeit. Wenn man Holländisch sprechen kann, so erklärte er den Kindern, dann kann man es auch schreiben – nämlich so, wie man es spricht. Er fand es höchst merkwürdig, daß Englisch so schwierig sein mußte.

Liz war da ganz seiner Meinung – so wie in allem anderen auch. Unsere Kinder waren alle drei ganz wild auf unseren Gast, und Andrew, der seine eigenen Kinder vermißte, verbrachte jede freie Minute mit ihnen.

Als sie von ihrem Spaziergang zurückkamen, kehrte Andrew auch zu unserem unterbrochenen Interview zurück – ein bißchen widerwillig, so schien es uns. Er fand unser Interesse daran, ein Buch über ihn zu schreiben, von Anfang an ein wenig merkwürdig.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, warum ihr über mich schreiben wollt«, war seine Reaktion, als wir ihm diesen Vorschlag das erste Mal machten. »Wen soll das schon interessieren? Ich bin der Sohn eines Dorfschmieds und habe nicht einmal Abitur. Ich bin ein ganz normaler Mensch.«

Genau das war der Reiz an seiner Geschichte. Wie konnte Gott jemanden mit einem Rückenleiden, einer kurzen Schulausbildung, ohne Sponsoren und ohne eigene finanzielle Mittel dazu gebrauchen, um Dinge zu tun, die gut betuchte Leute mit Beziehungen für unmöglich hielten? Für uns und andere ganz normale Menschen machten gerade diese Umstände Bruder Andrews Abenteuer so faszinierend.

Es ist schwer zu glauben, daß seit den Interviews und dem Erscheinen des Buches *Der Schmuggler Gottes* 35 Jahre vergangen sind. Noch unglaublicher ist es, daß bis heute von diesem Buch zehn Millionen Exemplare in 35 Sprachen gedruckt worden sind.

»Und das ist noch nicht alles«, erzählte Andrew bei einem Besuch im Frühling 2001. »Hunderttausende von Büchern sind inoffiziell von Christen in armen Ländern der ganzen Welt gedruckt und weitergegeben worden, um andere zu ermutigen.« Andrew schaute uns etwas schuldbewußt an. »Ich fürchte, ich habe ihnen die Erlaubnis dazu gegeben. Habe ich da etwas Verbotenes getan?«

Ja, das hatte er. Aber wir waren froh, daß er es getan hatte. Und wir denken, daß auch Gott sich darüber gefreut hat.

Chappaqua/New York 2002

John und Elizabeth Sherrill

Rauch und Brotrinden

Seit ich zum erstenmal Holzschuhe anzog – in Holland nennen wir sie Klompen –, träumte ich von tollkühnen Streichen. Ich war ein Spion hinter den feindlichen Linien. Ich war ein einsamer Späher in Feindesland. Ich kroch unter Stacheldraht hindurch, während Leuchtpurgeschosse um mich herum durch die Luft flogen.

Natürlich hatten wir in meinem Heimatdorf Witte keine richtigen Feinde, jedenfalls nicht, als ich noch ganz klein war. So erklärten wir uns gegenseitig zu Feinden. Wir benutzten unsre Klompen zum Kämpfen. Wer von einem Holzschuh getroffen wurde, hatte seinen eigenen eben nicht schnell genug gepackt. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages einen meiner Klompen auf dem Kopf meines Feind-Freundes Kees zerbrach. Was uns beide am meisten entsetzte, war nicht die dicke Beule an seiner Stirn, sondern der kaputte Schuh. Wir vergaßen, daß wir Feinde waren, solange wir ihn zu reparieren versuchten. Aber diese Kunst lernt man erst mit der Zeit, und an jenem Abend mußte sich mein Vater, der als Schmied hart zu arbeiten hatte, auch noch als Schuster betätigen.

Vater war an diesem Tag schon um fünf Uhr aufgestanden, um im Garten, der seine sechs Kinder ernähren half, zu gießen und Unkraut zu jäten. Dann war er mit dem Fahrrad die zweieinhalb Kilometer nach Alkmaar in die Schmiede gefahren und hatte nun nach seinem schweren Tagwerk den ganzen Abend zu tun, um eine kleine Rinne in die Holzschuhspitze zu meißeln, einen Draht hindurchzuziehen, den Draht an beiden Seiten festzunageln und dasselbe an der Hacke zu wiederholen, damit ich am nächsten Tag Schuhe für die Schule hatte.

»Andrew, du mußt vorsichtiger sein!« sagte mein Vater mit seiner lauten Stimme. Er war taub und schrie mehr, als daß er sprach. Ich verstand ihn genau: Er meinte nicht vorsichtig mit Haut und Knochen, sondern mit dem schwerverdienten Besitz.

Besonders eine Familie spielte damals in meiner kindlichen Phantasie sehr häufig die Rolle des Feindes. Das war die Familie Whetstra. Ich weiß nicht, warum ich mir gerade sie ausgesucht hatte; vielleicht, weil sie die ersten in unserm Dorfe waren, die von einem Krieg mit Deutschland sprachen. Und das war kein beliebtes Thema in Witte. Auch waren sie sehr ernste evangelische Christen, und ihr ständiges »Gott befohlen!« und »Wie der Herr will!« erschienen einem Geheimagenten meines Formats widerlich unterwürfig. So waren sie für mich der Feind.

Ich entsinne mich, daß ich eines Tages an Frau Whetstras Küchen-

fenster vorbeikam, als sie gerade ein Blech mit Plätzchen in die Backröhre ihres mit Holz geheizten Herdes schob. Vorn am Haus lehnte eine neue Fensterscheibe, und das brachte mich auf einen Gedanken. Jetzt hatte ich Gelegenheit, festzustellen, ob die immer lächelnden Whetstras ebenso wütend werden konnten wie andere Holländer. Ich nahm die Fensterscheibe und schlich durch die feindlichen Linien zur Rückseite des feindlichen Hauptquartiers. Die Whetstras hatten wie alle andern im Dorf eine Leiter, die zu ihrem Strohdach hinaufführte. Runter mit den Klumpen und rauf aufs Dach! Leise legte ich die Scheibe auf den Schornstein. Dann kletterte ich die Leiter wieder hinunter, lief auf die andere Straßenseite und stellte mich hinter dem Wagen eines Fischhändlers auf die Lauer.

Wie zu erwarten war, schlug der Rauch durch den Schornstein zurück in die Küche und begann aus dem offenen Fenster herauszuwo-gen. Frau Whetstra lief mit einem Schrei in die Küche, riß die Backofentür auf und versuchte den Rauch mit ihrer Schürze fortzuwe-deln. Herr Whetstra rannte vors Haus und guckte zum Schornstein hinauf. Die erwartete Flut saftiger holländischer Schimpfworte blieb tatsächlich aus. Aber der Ausdruck auf seinem Gesicht, als er die Lei-ter hinaufkletterte, war völlig »von dieser Welt«, und ich buchte es für mich als einen gewaltigen Sieg.

Ein anderer beliebter Feind war mein älterer Bruder Ben. Wie das für ältere Brüder bezeichnend ist, war er ein Meister im Tauschen. In seiner Ecke in unserm gemeinsamen Dachboden-Schlafzimmer prangten die Dinge, die einmal mir oder unsern anderen Geschwi-stern gehört hatten. Irgendwie konnten wir uns nur nie erinnern, was wir dafür eingetauscht hatten. Bens kostbarster Schatz war ein Spar-schwein, das einmal unsrer Schwester Maartje gehört hatte. Darin hob er die Pfennige auf, die er durch Botengänge für den Bürgermei-ster oder durch Gartenarbeit bei unsrer Lehrerin, Fräulein Boot, ver-dient hatte. Immer häufiger konnte man jetzt in den Zeitungen lesen, was in Deutschland vor sich ging; und in meiner Phantasie wurde Ben ein enorm reicher deutscher Munitionsfabrikant. Als er eines Tages fortgegangen war, um noch mehr Pfennige zu verdienen, nahm ich das Sparschwein von seinem Bücherbrett herunter, schob ein Messer in die Öffnung und drehte es um. Nach etwa fünfzehn Minuten, in denen ich mit knapper Not den Braunhemden entgangen war, die sein Besitztum bewachten, hatte ich fast einen Gulden vom Feind erbeu-tet.

Aber was sollte ich nun mit meiner Beute machen? Ein Gulden war damals ein Vermögen für ein Kind in unserm kleinen Dorf. Wenn ich

mit so viel Geld ins Süßwarengeschäft gekommen wäre, hätte das bestimmt zu Fragen Anlaß gegeben. Wie wär's, wenn ich sagte, ich hätte es gefunden?

Am nächsten Tag in der Schule ging ich zur Lehrerin und hielt ihr meine Hand mit dem Geld hin.

»Sehen Sie, was ich gefunden habe, Fräulein Boot!«

Fräulein Boot holte tief Luft.

»O Andrew!« rief sie. «Was für eine Menge Geld für einen kleinen Jungen!«

»Darf ich es behalten?«

»Du weißt nicht, wem es gehört?«

Nicht einmal mit der Folter hätte man die Wahrheit aus mir herauspressen können.

»Nein, Fräulein Boot, ich habe es auf der Straße gefunden.«

»Dann mußt du es zur Polizei bringen, Andrew. Dort wird man dir sagen, was du machen sollst.«

Die Polizei! Damit hatte ich nicht gerechnet. Zitternd und zagend brachte ich an jenem Nachmittag das Geld in dieses Bollwerk von Gesetz und Rechtschaffenheit. Wenn unser kleines Rathaus das Hauptquartier der Gestapo gewesen wäre, hätte meine Angst nicht größer sein können. Mir war, als müßte das gestohlene Geld irgendwie ver-räterisch glänzen. Aber offenbar glaubte mir der Polizeibeamte meine Geschichte. Er schrieb meinen Namen auf einen Umschlag, legte das Geld hinein und sagte, wenn es innerhalb eines Jahres von niemand zurückverlangt werde, gehöre es mir.

Und so machte ich mich ein Jahr später auf den Weg zum Süßwarenladen. Ben hatte das Geld niemals vermißt. Das verdarb mir das Spiel. Statt des würzigen Beigeschmacks von Sabotage hinter der Front hatten die Bonbons den faden Geschmack eines ganz gewöhnlichen Diebstahls.

Ich glaube bestimmt, daß meine Träume von abenteuerlichen Taten und meine endlosen Phantasien ein Mittel waren, dem Radio meiner Mutter zu entgehen. Mutter war Halbinvalide. Ein Herzleiden zwang sie, den größten Teil des Tages still auf einem Stuhl zu sitzen. Ihr Trost war das Radio. Aber sie hatte es immer auf den gleichen Sender eingestellt, den Evangeliumsrundfunk von Amsterdam. Manchmal wurden dort Heilslieder gesungen, manchmal wurde gepredigt. Immer war es – für meine Ohren – langweilig.

Nicht so für meine Mutter. Religion war ihr Leben. Wir waren arm, sogar für Wittesche Begriffe. Unser Haus war das kleinste im Ort. Aber an unsere Tür kam ein nicht enden wollender Strom von

Bettlern, Wanderpredigern und Zigeunern, die wußten, daß sie an Mutters Tisch willkommen waren. Der Käse wurde dann in dünnere Scheiben geschnitten, die Suppe mit Wasser gestreckt; aber ein Gast wurde niemals weggeschickt.

Sparsamkeit war in Mutters Religion ebenso wichtig wie Gastfreundschaft. Als ich vier Jahre alt war, konnte ich Kartoffeln schälen, ohne einen Millimeter zu vergeuden. Als ich sieben war, ging das Kartoffelschälen auf meinen kleinen Bruder Cornelius über, während ich dazu aufrückte, für gut gewichste Schuhe zu sorgen. Das waren nicht die Klumpen für täglich, sondern die ledernen Sonntagsschuhe, die mindestens fünfzehn Jahre halten mußten. Mutter sagte, sie mußten so glänzen, daß der Prediger seine Augen mit den Händen beschatten müsse.

Da Mutter nicht schwer heben konnte, wusch Ben jede Woche die Wäsche. Die Wäschestücke mußten in den Trog hineingelegt und wieder herausgenommen werden. Aber der eigentliche Waschvorgang bestand darin, daß durch einen hölzernen Pumpschwengel eine Reihe von Rührstangen in Bewegung gesetzt wurden. Dieses technische Wunder war der Stolz des Hauses. Wir lösten Ben ab und bewegten den schweren Schwengel so lange hin und her, bis uns die Arme weh taten.

Das einzige Familienmitglied, das nicht arbeitete, war der älteste Bruder Bastian. Er war zwei Jahre älter als Ben und sechs Jahre älter als ich und lernte niemals irgend etwas zu tun, was andere Menschen taten. Er brachte den ganzen Tag damit zu, unter einer Ulme an der Deichstraße zu stehen und die Dorfbewohner vorbeigehen zu sehen. Witte war stolz auf seine Ulmen in diesem an Bäumen armen Land. Vor jedem Haus stand eine, und ihre Äste berührten sich so, daß sich über der Straße ein grüner Bogengang bildete. Aus irgendeinem Grunde stellte sich Bas niemals unter unsern Baum, sondern unter den drittnächsten. Und dort stand er, bis ihn jemand von uns zum Abendbrot nach Hause holte.

Ich glaube, nach meiner Mutter liebte ich Bas mehr als irgend jemanden auf der Welt. Wenn die Dorfbewohner an seiner Ulme vorbeikamen, riefen sie ihm immer seinen Namen zu, um dafür sein schüchternes, wunderschönes Lächeln einzutauschen. »Ah, Bas!«

Im Laufe der Jahre hörte er diese Worte so häufig, daß er sie schließlich nachzusprechen begann – die einzigen, die er jemals lernte.

Aber wenn Bas auch weder sprechen noch sich selbst anziehen

konnte, so besaß er doch ein sonderbares, bemerkenswertes Talent. In unserm winzigen Wohnzimmer stand, wie in den meisten holländischen Häusern in den dreißiger Jahren, ein kleines Harmonium. Mein Vater war der einzige in der Familie, der Noten lesen konnte, und so saß er abends oft auf der kleinen Bank, bewegte die Pedale auf und ab und spielte Lieder aus einem alten Gesangbuch, während wir andern sangen.

Alle außer Bas. Sobald der erste Ton erklang, kroch Bas auf allen Vieren unter das Manual, hockte sich neben Vaters Füße und preßte sich fest an das Harmonium. Freilich spielte Vater holprig und mit vielen Fehlern; nicht nur, weil er die Töne nicht hören konnte, sondern weil seine Finger durch das Schmiedehandwerk dick und steif geworden waren. An manchen Abenden spielte er ebenso viele falsche wie richtige Noten.

Bas störte das nicht. Mit verzücktem Gesicht drückte er sich an das vibrierende Holz. Von seinem Platz aus konnte er natürlich nicht sehen, welche Tasten Vater anschlug oder welche Knöpfe er zog. Aber plötzlich stand er auf, stieß Vater sanft an die Schulter und sagte: »Ah, Bas! Ah, Bas!« Dann stand Vater auf, und Bas setzte sich auf die kleine Bank. Er machte sich immer erst ein bißchen mit dem Gesangbuch zu schaffen, wie er das bei Vater gesehen hatte, wendete die Seiten um und stellte es dann gewöhnlich verkehrt herum hin. Dann warf er, wie Vater, einen flüchtigen Blick auf die Seite und fing an zu spielen. Von Anfang bis Ende spielte er die Lieder, die Vater am Abend gespielt hatte. Aber nicht unbeholfen und voller Mißklang wie Vater, sondern völlig fehlerlos und so schön, daß die Leute auf der Straße stehenblieben, um zuzuhören. An Sommerabenden, wenn unsre Tür offenstand, versammelte sich immer eine kleine Schar draußen vor dem Haus. Vielen kamen die Tränen; denn wenn Bas spielte, war es, als säße ein Engel am Harmonium.

Das große Ereignis der Woche war für uns alle der Kirchgang. Witte liegt im Polder, dem eingedeichten Marschland, das Generationen von Holländern dem Meer abgerungen haben, und ist wie alle Dörfer dort am Deich entlang gebaut. Es hat nur eine einzige Straße, die oben auf dem Damm nach Norden und Süden führt. Die Häuser sind eigentlich Inseln, da jedes Haus auf einem Erdhügel gebaut und durch eine kleine Brücke, die den Entwässerungskanal überspannt, mit der Straße verbunden ist. Und an jedem Ende des Dorfes steht jeweils auf dem höchsten und imposantesten Hügel eine Kirche.

In Holland bestehen immer noch große Spannungen zwischen den Katholiken und den Protestanten – ein Überbleibsel aus den Tagen

der spanischen Besetzung. Wochentags unterhält sich der Fischhändler freundlich mit dem Eisenwarenhändler des Dorfes. Aber sonntags geht der Fischhändler mit seiner Familie nordwärts in die katholische Kirche, während der Eisenwarenhändler mit der seinen südwärts in die protestantische Kirche wandert. Wenn sie dann auf der Straße aneinander vorbeikommen, würdigen sie sich nicht einmal eines Grußes.

Unsere Familie war sehr stolz auf ihre protestantische Tradition. Mein Vater freute sich, glaube ich, daß unser Haus zufällig am nördlichen Ende des Dorfes lag, weil er so Gelegenheit hatte, auf dem Weg durch das ganze Dorf zu demonstrieren, daß wir die richtige Richtung eingeschlagen hatten.

Da Vater schlecht hörte, saßen wir in der Kirche immer auf der vordersten Bank. Sie war nicht lang genug für die ganze Familie, und ich brachte es stets fertig, etwas zurückzubleiben, damit sich meine Eltern mit den andern Kindern erst einmal hinsetzten. Dann mußte ich zurückgehen, um hinten »noch einen Platz zu finden«. Der Platz, den ich fand, war gewöhnlich weit jenseits der Kirchentür. Im Winter schlitterte ich die gefrorenen Kanäle entlang, und im Sommer saß ich so still in den Feldern, daß sich die Krähen auf meine Schultern setzten und mit dem Schnabel nach meinen Ohren pickten.

Irgendwie wußte ich immer genau, wann der Gottesdienst aus war, und schlüpfte gerade in dem Augenblick, wenn die ersten Dulder herauskamen, in eine Ecke des Kirchenschiffs. Ich stellte mich neben den Prediger – dem meine Gegenwart niemals entging – und hörte aufmerksam zu, was die Gemeindeglieder über seine Predigt sagten. So erfuhr ich seinen Text, sein Thema, manchmal sogar den Hauptinhalt einer Geschichte.

Das alles war nötig, weil ich sonst beim wichtigsten Teil meines wöchentlichen Abenteuers versagt hätte. In Holland ist es üblich, sich nach der Kirche in Privathäusern zu versammeln. Drei Dinge fehlen dabei nie: Kaffee, Zigarrenrauch und eine ausführliche Diskussion der Predigt. Die Männer unsres Dorfes konnten sich diese langen schwarzen Zigarren nur einmal in der Woche leisten. Jeden Sonntag, wenn ihre Frauen schwarzen Kaffee kochten, zogen sie sie hervor und zündeten sie feierlich an. Bis heute schlägt mein Herz schneller, wenn ich Kaffee und Zigarrenrauch rieche. Es ist ein Geruch, der mit Angst und Spannung verbunden war: Konnte ich meine Eltern wieder so täuschen, daß sie dachten, ich sei in der Kirche gewesen?

»Ich glaube, der Prediger hat Lukas 3, 16 gerade letzten Monat behandelt«, sagte ich zum Beispiel, obgleich ich genau wußte, daß er das

nicht getan hatte. Damit hatte ich aber den Eindruck erweckt, daß ich den Text wußte.

Oder ich benutzte ein paar Brocken eines Gesprächs, die ich aufgefangen hatte, und fragte:

»War das nicht eine gute Geschichte über Politiker? Ich könnte mir denken, daß der Bürgermeister wütend gewesen ist.« Diese Methode war ungeheuer erfolgreich. Ich schäme mich heute, wenn ich daran denke, wie selten ich als Kind die Kirche besuchte. Ich schäme mich noch mehr, wenn ich daran denke, daß meine arglose Familie niemals Verdacht schöpfte.

1939 wurde allen im Lande klar, was die Whetstras schon lange vorausgesehen hatten: Die Deutschen planten einen Eroberungsfeldzug, in den auch Holland einbezogen war. Bei uns zu Hause machten wir uns kaum Gedanken darüber. Bas war krank. Der Arzt sagte, er habe Tuberkulose. Mutter und Vater zogen ins Wohnzimmer und schliefen dort auf einer Matratze, während Bas in ihrem winzigen Schlafzimmer lag, hustete und hustete und zum Skelett abmagerte. Sein Leiden war viel furchtbarer als das eines normalen Menschen, weil er uns nicht sagen konnte, wie er sich fühlte.

Ich entsinne mich, daß ich eines Tages, kurz nach meinem elften Geburtstag, heimlich ins Krankenzimmer schlich. Das war streng verboten wegen der Ansteckungsgefahr. Aber ich wollte mich ja gerade anstecken! Wenn Bas sterben mußte, wollte ich auch sterben. Ich warf mich über ihn und küßte ihn wieder und wieder auf den Mund. Im Juli 1939 starb Bas, während ich gesund blieb. Ich fühlte mich von Gott doppelt hintergangen.

Zwei Monate danach machte unsere Regierung mobil. Diesmal erlaubte Mutter, daß ihr Rundfunkgerät zum Nachrichtenhören gebraucht wurde. Wir stellten es auf größte Lautstärke ein, aber Vater konnte trotzdem nichts verstehen. So stellte sich meine kleine Schwester Geltje neben den Apparat und schrie ihm besonders wichtige Meldungen zu:

»Alle Reserve-Einheiten werden einberufen, Papa!«

»Alle Privatwagen werden für den Militärdienst eingesetzt.«

Bei Einbruch der Dunkelheit hatte die Verkehrsstauung begonnen, die endlose Verkehrsstauung, die für die Monate vor der Invasion charakteristisch war. Alle Autos in Holland waren auf der Straße. Es schien ebenso viele in den Norden des Landes wie in den Süden zu fahren. Niemand wußte, wohin er eigentlich fahren sollte, versuchte

aber, so schnell wie möglich wegzukommen. Tag für Tag stand ich in meiner ausgebeulten Hose und losen Bluse unter dem Baum, unter dem Bas immer gestanden hatte, und beobachtete. Niemand sprach viel. Nur Herr Whetstra schien den Mut zu haben, in Worte zu fassen, was wir alle wußten. Ich konnte nicht verstehen, warum ich mich damals so zu den Whetstras hingezogen fühlte, aber ich ertappte mich häufig dabei, daß ich an ihrem Küchenfenster vorbeiging.

»Guten Tag, Andrew!«

»Guten Tag, Frau Whetstra!«

»Gehst du für deine Mutter einkaufen? Komm, hier ist ein Plätzchen, daß du groß und stark wirst.«

Sie holte einen Teller mit Plätzchen und brachte ihn ans Fenster.

Herr Whetstra sah vom Küchentisch auf.

»Ist das der kleine Andrew? Du willst wohl die Mobilmachung aus erster Hand sehen?«

»Jawohl!«

Aus irgendeinem Grunde versteckte ich mein Plätzchen hinter dem Rücken.

»Andrew, du mußt jeden Abend für dein Land beten. Wir haben eine schwere Zeit vor uns.«

»Jawohl!«

»Was können Menschen mit ›Knallbüchsen‹ gegen Flugzeuge und Tanks ausrichten?«

»Jawohl!«

»Die Deutschen werden mit ihren Stahlhelmen, ihrem Paradeschritt und ihrem Haß hierherkommen, und das einzige, was wir haben, sind unsere Gebete.« Herr Whetstra kam ans Fenster und stützte seine Arme auf das Fensterbrett. »Willst du beten, Andrew? Beten, daß wir den Mut haben, zu tun, was wir können, und wenn wir das getan haben, stillzuhalten? Willst du das tun, Andrew?«

»Jawohl, Herr Whetstra!«

»Guter Junge!« Herr Whetstra trat ins Zimmer zurück. »Nun geh und mach deine Besorgung!«

Aber als ich mich umdrehte, um die Straße hinunterzugehen, rief er hinter mir her:

»Du kannst das Plätzchen ruhig essen! Oh, ich weiß, manchmal raucht unser alter Herd fürchterlich. Aber seit ich mein neues Fenster drin habe, funktioniert er tadellos.«

Als ich an diesem Abend im Bett lag, dachte ich über Herrn Whetstra nach. Er wußte also alles. Aber er hatte es nicht meinem Vater gesagt, wie das jeder andere im Dorf getan hätte. Ich fragte mich,

warum. Ich fragte mich auch, warum er wollte, daß ich beten sollte. Wozu sollte das gut sein? Gott hörte nie! Wenn die Deutschen wirklich kommen sollten, hatte ich viel Schlimmeres gegen sie vor als Beten. Ich schlief ein und träumte von den Heldentaten, die ich auf eigene Faust vollbringen würde.

Im April wimmelte Witte von Flüchtlingen, die aus dem Polder östlich von uns hereingeströmt kamen. Holland sprengte seine Deiche und überflutete das Land, das es im Laufe von Jahrhunderten Zoll für Zoll dem Meer abgerungen hatte, um den Vormarsch des deutschen Heeres aufzuhalten. In jedem Haus, außer in unserm, das zu klein war, hatte eine Familie aus dem überfluteten Land Obdach gefunden, und Mutters Suppentopf kochte Tag und Nacht.

Aber die Deutschen kamen natürlich nicht auf dem Landwege. Die ersten Flugzeuge überflogen Witte in der Nacht des 10. Mai 1940. Wir verbrachten diese Nacht schlaflos und eng aneinandergerückt in unserm Wohnzimmer. Den ganzen nächsten Tag über sahen wir Flugzeuge und hörten die Explosionen, wenn sie den kleinen, vier Kilometer entfernten Militärflughafen bombardierten. Es war mein zwölfter Geburtstag, aber weder ich noch sonst jemand dachte daran.

Dann bombardierten die Deutschen Rotterdam. Der Rundfunk-Ansager aus Hilversum, dessen Nachrichten wir seit der Mobilmachung immer hörten, weinte, als er es bekanntgab. Rotterdam war zerstört. Innerhalb einer Stunde war eine Stadt vom Erdboden verschwunden. Das war der Blitzkrieg, die neue Art, Krieg zu führen. Am nächsten Tag ergab sich Holland.

Ein paar Tage später kam ein kleiner, dicker deutscher Leutnant in einem Streifenwagen nach Witte und ließ sich im Haus des Bürgermeisters nieder. Die Handvoll Soldaten, die ihn begleiteten, waren meist ältere Männer. Für erstklassige Truppen war Witte nicht bedeutend genug.

Eine Zeitlang setzte ich wirklich meine Vorstellungen von Widerstand in die Tat um. Gar manche Nacht kletterte ich, wenn es an der Rathausuhr zwei schlug, barfuß die Leiter vom Dachboden hinunter. Ich wußte, daß mich meine Mutter hörte; denn ihre Atemzüge wurden plötzlich unregelmäßig, wenn ich an ihrem Zimmer vorbeikam. Aber sie hielt mich nie zurück. Sie fragte auch am nächsten Morgen nicht, was aus unserm kostbaren, streng rationierten Zucker geworden war. Alle im Dorf amüsierten sich, als der Dienstwagen dem Leutnant Schwierigkeiten zu machen begann. Seine Zündkerzen wa-